



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Gründerdeutschland

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Haben so die innern Zustände Westfalens, je weiter wir vorgeedrungen sind, ein um so trüberes Bild gezeigt, so sollen doch daneben die Lichtseiten, die die französische Verwaltung brachte, nicht vergessen werden. Selbst ein so treuer hannoverscher Beamter wie der Appellationspräsident von Strombeck erkannte dies an. Wenn man glauben sollte — schreibt er in seinen Lebenserinnerungen —, daß Trauer und Niedergeschlagenheit der allgemeine Charakter gewesen wäre, so würde man sich sehr irren. „Manchen drückte freilich die Gegenwart nieder, aber im allgemeinen hoffte man und glaubte, mit dem Verschwinden mancher veralteten Form würde ein neues Leben erwachen. Uns war zu Sinne, wie ungefähr einem deutschen Auswanderer zu Sinne sein mag, der den Boden der neuen Welt betritt. Mit Sehnsucht denkt er zurück an das, was er verlor, an seine Lieben; aber neue Hoffnung — nicht ohne Bangigkeit für die Zukunft — belebt ihn doch auch und macht, daß er sich nicht eigentlich unglücklich fühlt.“ Es waren freilich sieben schwere Jahre, diese Jahre der Fremdherrschaft, aber es kam ein neuer Geist in die Köpfe, der sein Entstehen nicht zum wenigsten der französischen Revolution und dem in ihrem Sinne begründeten Königreich Westfalen verdankte. Auch gewann dadurch das Nationalitätsprinzip in Deutschland mehr Boden, sodaß ein neuerer Geschichtschreiber, wenn auch etwas kühn, die Schöpfung des Königreichs Westfalen ein vorbereitendes Experiment auf Deutschlands Einigung nennen konnte.



Gründdeutschland



ie oft haben wir, als wir Kinder waren, dem Märchen „Schwan kleb an!“ mit Entzücken und ohne kritische Zweifel gelauscht! Nachher kam wohl für jeden die Zeit, in der er sich des fröhlichen Glaubens an gereimte und ungereimte Ammenmärchen schämte. Und heute, mit ergrauten Haaren, verstehen wir endlich den ganzen Tieffinn der Erzählung: wie die Klebekraft des Schwans in die Hände aller überströmt, die von dem Vogel fortgezogen werden, wie der Schornsteinfeger der Bauerdirne und der Amtmann dem Schornsteinfeger folgt, bis zuletzt auch die Königstochter hängen bleibt. Denn haben wir nicht hundertmal und unter den verschiedensten Umständen erlebt, daß es hieß: „hie Schwan!“ und „Schwan kleb an!“, wissen wir nicht, daß, wenn erst ein Thor angefaßt hat, alle andern in endlosem Gewimmel hinterdreintanzen, und sehen wir nicht, daß es meist nicht einmal eines Schwans bedarf? Ein Schuhu, ein kollernder

Puter, ein Wiedehopf und ach, wie viele Gänse entfaltet die gleiche Wunderkraft, und immer zappelte eine endlose Kette gemischten Gefolges hinter ihnen drein! Keine noch so wüste Partei- oder Aliquenbestrebung, keine noch so haarsträubende Idee oder Hypothese, keine noch so verzerrte Scheingenialität, keine noch so widersinnige Lehre, die sich nicht einen immer wachsenden Anhang verschafft hätte. Schwan kleb an! Und wie viele, die gar nicht anzukleben begehren, sondern im Gegenteil andre retten und aus der Gefolgschaft obligater Schwäne oder Gänse herausreißen möchten, werden bei dieser Gelegenheit dingfest gemacht. Es giebt eine Art, Leidenschaften, falsche Richtungen und Irrtümer zu bekämpfen, bei der man, ohne es zu wollen, die bekämpften Übel fördert, dem als leblos und nichtig erkannten gleichwohl eine Bedeutung beimißt. Das ist immer ein Zeichen eigner Unsicherheit und bedenklich schwankender Empfindung. Die Gewohnheit, mit der Masse zu gehn, sich vom großen Zulauf imponiren zu lassen, die Furcht, unter die „Zurückgebliebenen“ gerechnet zu werden, spielt selbst bei leidlich tüchtigen Menschen eine so verhängnisvolle Rolle, daß wir über gewisse Erscheinungen gar nicht zu erstaunen brauchen. Der Zug rauscht heran, rauscht vorüber — Schwan kleb an! — wer will gern im Straßengraben sitzen bleiben?

Das Buch, das uns zu diesen nicht sehr erfreulichen Betrachtungen Anlaß giebt, nennt sich Gründdeutschland, ein Streifzug durch die jüngste deutsche Dichtung von Professor Dr. Friedrich Kirchner (Wien und Leipzig, Kirchner und Schmidt, 1893) und will „ein Versuch sein, die modernen Dichter vom litterarhistorischen Standpunkte aus zu würdigen.“ Unter den „modernen“ Dichtern versteht aber auch Kirchner nicht etwa die wirklich schöpferischen, poetischen Naturen, die mit ungebrochener, aber auch unbeschmutzter Phantasie, vom Ernst des Daseins erfüllt, am Ganzen des Lebens festhalten und nicht ausschließlich in den Fragenerscheinungen des Größenwahns, in den Entartungen der Plutokratie und in dem Elend der niedergedrückten großstädtischen Massen Leben sehen und suchen, sondern lediglich die Gruppe jener Jüngern, die sich selbst als die „Modernen“ ankündigen, die, nachdem sie ein Jahrzehnt hindurch die gesamte Poesie von Homer bis zu ihren unmittelbaren Vorgängern unwahr genannt, nach dem Erdgeruch der Wirklichkeit, nach der Zuverlässigkeit und Überzeugungskraft des wissenschaftlichen Experiments gerufen haben, jetzt wieder dabei angelangt sind, daß die moderne Dichtung ungestüm zum „Wunderbaren“ und „Rätselhaften“ dränge, daß der Phantasie und dem Traum „starker Individualitäten“ keine Schranken, auch nicht die der Natur, gesetzt seien, und in dieser Forderung oder Behauptung, meist ohne es zu wissen, glücklich wieder mit Friedrich Schlegels Charakteristik der „romantischen Dichtart“ zusammentreffen: „sie allein ist unendlich, wie sie allein frei ist und das als erstes Gesetz anerkennt, daß die Willkür des Dichters kein Gesetz über sich leide.“ Der Satz ist gerade ein Jahrhundert alt, kann also wieder einmal als

funkelnagelneu verkündet und der staunenden Welt zur Beherzigung dargeboten werden. Man braucht nur die „romantische“ Dichtart mit der „modernen“ Dichtart zu vertauschen.

Doch Kirchner hat es in seinem Buche nicht mit dieser Wendung zum Wunderbaren, sondern mit den Jüngsten in der ein Lustrium hinter uns liegenden „Periode“ zu thun, wo sich besagte Jüngste in anmutigen Flegeljahren noch selbst als „Gründdeutschland“ bezeichneten und jedenfalls Naturalisten, waschechte Naturalisten zu sein beehrten. Und da ist es denn wunderbar: der Verfasser, der nach seiner Vorrede nach möglichster Gerechtigkeit gestrebt hat, der versichert, daß in dem Titel „Gründdeutschland“ nicht etwa eine Ironie, sondern die Anerkennung liege, daß „die deutsche Poesie durch die Jüngstdeutschen grüne, das heißt frisch und fröhlich (!) treibe,“ der, trotz mancher Übertreibung, Verirrung und Verzerrung, doch „eine große Zahl tüchtiger Leistungen“ in der jüngsten deutschen Dichtung gefunden haben will, der am Schlusse in leisem Widerspruch mit der unmaßgeblichen Einschränkung: „trotz alledem scheint uns die Revolution in der Litteratur, welche die Jüngstdeutschen in Szene gesetzt zu haben glauben, weder nötig noch nützlich“ versichert, daß diese Richtung Nutzen stiften werde, ja schon Nutzen gestiftet habe, der den Naturalismus „als notwendige Reaktion gegen den extremen Idealismus, sowie gegen die sentimentale Süßlichkeit mancher Schriftsteller oder die franzoßelnde Pikanterie andrer“ betrachtet wissen will, giebt in seiner Einzelbesprechung der naturalistischen Litteratur eine Blütenlese von Geschmacklosigkeiten, Brutalitäten und Scheußlichkeiten aus den Dramen und Romanen der gepriesenen Modernen, die der ausgesprochenste Gegner nicht besser veranstalten könnte.

„Unweise ist, wer ein Pfund Eiderdunen gegen einen Zentner Eisen in die Wagschale legt,“ sagt ein russisches Volkssprichwort, und wer seine Kenntnis Gründdeutschlands nur aus den Proben schöpft, die Friedrich Kirchner anführt, wird schwerlich in Versuchung kommen, mit dem Verfasser in Strindberg und Mackay, in Konrad Alberti und Hermann Bahr die „neuen Sonnenaare“ zu erkennen, die der greise Goethe fliegen sah. Die Sache ist offenbar die: der Verfasser hat geglaubt, sich dem Berliner Zug zur „Moderne“ nicht entziehen zu können (Schwan kleb an!), hat sich jede Reflexion angeeignet, die für eine günstige Beurteilung der neuesten Litteraturexperimente spricht, hat sich redlich bemüht, den überhitzten Genialitäten Gründdeutschlands Geschmack und Genuß abzugewinnen und ist dann doch, als er vom einzelnen Rechenhaft zu geben hatte, von Ekel und sittlicher Entrüstung, von einem gesunden Instinkt für das eigentliche und unabänderliche Verhältnis der Kunst zum Leben übermannt worden. Er hat sich, wenn er es auch wünschte und wollte, doch der Erkenntnis nicht entziehen können, daß der moderne Naturalismus Naturwahrheit nicht im ästhetischen, sondern im physiologisch-pathologischen Sinne versteht, daß seine Schilderungen der Gesellschaft, die er einseitig für alle Laster

und Verbrechen verantwortlich machen will, falsch sind, daß er die soziale Frage mißverstehet und nicht zu ihrer friedlichen Lösung, sondern zur Verschärfung der Gegensätze beiträgt. Zudem Kirchner, nachdem er in einer allgemeinen Übersicht „die Vertreter Gründdeutschlands“ gemustert und vom „Wesen und Ursprung des Naturalismus“ gehandelt hat, in den Kapiteln „Der Naturalismus und die Liebe“ und „Die soziale Dichtung und der Naturalismus“ am eingehendsten die hierher gehörigen Bücher der Neuesten bespricht, muß ganz unwillkürlich seine ausgesprochne und unausgesprochne Beurteilung viel schärfer ausfallen, als ihm selbst von vornherein klar war. In der Zusammendrängung so vieler Bestrebungen und Versuche, die doch sehr verschiedene Anfänge und Ziele zeigen, könnte sogar ein gewisses Unrecht gefunden werden. Aber es ist ein Unrecht, dem schwer auszuweichen ist, weil uns die angebliche Gemeinsamkeit all dieses modernen Geistes immer wieder aufgetrumpft wird.

Wenn Kirchner am Schluß seines Buches „die Prinzipien des Naturalismus“ noch einmal zu verdeutlichen sucht und daran „Thesen“ anknüpft, so vermiffen wir auch hier wieder die eine entscheidende These: der Naturalismus, so wie er sich in seinen bisherigen Schöpfungen und Anläufen darstellt, ist unnatur, seine Wirklichkeitschilderung besteht bestenfalls aus guten Einzelstudien, die zusammengeschoben und zusammengestickt, kein Bild ergeben, seine Symbolik muß wertlos sein, weil sie nicht aus einer festen und reifen Welt- und Lebensanschauung, sondern aus einer nach fortwährendem Wechsel des Neuen und Unerhörten, nach Verblüffung und prickelndem Nervenreiz haschenden Willkür hervorgeht. Eine „Schule,“ eine Theorie, die angeblich alles Konventionelle bekämpft und geringschätzt, die dabei aber in ihrer Glend Schilderung und ihrer Darstellung geschlechtlicher Probleme bis zum Einfältigen konventionell ist, hat keine Zukunft, kann keine haben. Gewiß ist es leichter, in den wiederkehrenden Rouladen und Trillern des bel canto das Konventionelle zu erkennen, als in einem fortgesetzten unterschiedslosen Gebrüll, aber unmöglich ist auch das nicht, und die Leute fangen auch schon an, gegen die angeblichen Naturlaute sehr mißtrauisch zu werden.

Daraus folgt nun keineswegs, daß nicht einzelnen Talenten, die in de Getümmel des ersten Anlaufs mit fortgeriffen worden sind, eine sehr selbständig und tüchtige Entwicklung beschieden sein könnte. Sehr richtig sagt Friedrich Lange in seiner ersten und inhaltreichen Schrift „Reines Deutschtum“: „Man darf nicht vergessen, daß dieses jüngste Künstler- und Dichtergeschlecht sich wohl oder übel der Zustimmung eines großen Publikums hat entwöhnen müssen und nun gewissermaßen ohne Öffentlichkeit eine Welt für sich spielt, in der man einfache Gesundheit und ernste Kraft des Empfindens als eine Alltäglichkeit von gestern betrachtet, immer die Nase im Winde hält nach dem Neuen und Neuesten und darum jede noch so krankhafte Albernheit für einen

Augenblick mit neidischer Verblüffung begrüßt.“ Aber es sind doch Naturen unter unsern Jüngsten, sie haben Augen, zu sehen, und Ohren, zu hören, sie müssen doch merken, daß ihre Nation und die Welt im allgemeinen von der gepriesenen Entfesselung tierischer Brutalität kein Heil erwartet. So lange sie freilich unfähig sind, auch nur den ungeheuern Unterschied, der zwischen ihnen und dem vergötterten Zola obwaltet, zu messen, so lange sie nicht erkennen, daß gerade ihr Pariser Apostel den unverwüßlichen Boden der einfachsten und ursprünglichsten Menschentugenden: der nüchternen Selbstbeherrschung, der harten Arbeitamkeit, der Sparsamkeit als das „Neuland“ und „Freiland“ gegen die Invasion entarteten Blutes verteidigt, so lange ist die Aussicht gering, daß man sich über den öden Kreis von Problemen erhebt, die für Millionen von Menschen gar keine Probleme sind.

Bücher wie das Kirchnerische werden natürlich die Modernen zu gleicher Zeit entrüsten und in ihrem Selbstgefühl bestärken. Uns scheint es an der Zeit, die allgemeinen Auseinandersetzungen mit dem, was Naturalismus, moderne oder jüngste Schule genannt wird, beiseite zu lassen. Das Verhältnis ihrer Kritik zu unsrer vergangenen Litteratur verdient keine Erörterung und Widerlegung. Wem in der That Schiller „nur ein Pfuscher“ ist, der „nicht eine Eigenschaft idealer Menschlichkeit besaß,“ wer durch Goethe „den Sinn für das Große vergiftet“ sieht, wer Grabbe über Hebbel und Otto Ludwig setzt, dem ist nicht zu helfen, und dessen „Selbständigkeit“ wird über ein wutgeiferndes Umsichschlagen nicht weit hinauskommen. Aber uns dünkt, daß es sich auch bei dieser Art von Kritik und Ästhetik meist nur um Kraftphrasen handelt, die einer dem andern nachredet: Schwan kleb an! Wenn die Herren wüßten, wie getreu sie den tapfern Kapitänen Don Daradiridatumdaridas und Don Horribilicribrifax gleichen, sie würden selbst lachen. „Der große Chach, Sefi von Persien erzittert, wenn ich auff die Erden trete. Der Türkische Kaiser hat mir etlich mahl durch Gesandten eine Offerte von seiner Kron gethan. Der weitberühmte Mogul schätzt seine retrenchements nicht sicher für mir. Afrika hab ich vorlängst meinen Cameraden zur Beute gegeben. Die Prinzen in Europa, die etwas mehr courtesie, halten Freundschaft mit mir, mehr aus Furcht, als wahrer affection! Und der kleine verleckerte Bernhäuter, der Rappschnabel, Ce bougre, Ce larron, Ce menteur, Ce fils de Putayne, Ce traistre, Ce faqvin, Ce brutal, Ce bourreau, Ce Cupido darff sich unterstehen seine Schuch an meinen Vorberkrängen abzuwischen!“ Wir fürchten sehr, daß der lebenswürdige Herr Kirchner, der nur gerecht sein will, den Herren für diesen Cupido und Henker zugleich gelten wird. Hat er doch als Motto eine Strophe von Geibel gewählt, demselben Dichter, dessen Poesie die Modernen als „ein wohlschmeckendes Brechpulver für Backfische“ bezeichnen:

Mag die Welt vom Einfach-Schönen
Sich für kurze Zeit entwöhnen,

Nicht gelingt's ihr auf die Dauer,
Schnöder Unnatur zu fröhnen.

Inzwischen können wir ruhig der Zeit, wahrscheinlich nicht einmal einer sehr fernen Zeit, die Feststellung des wahren Verhältnisses der Kraftgenialen von gestern zur bleibenden Dichtung, wie zur ewigen Natur überlassen. Alle Abschlüsse sind verfrüht und helfen nur die Verwirrung vermehren. Wir haben es zur Zeit nur mit den einzelnen poetischen Leistungen der Jüngsten zu thun, und diesen gegenüber wird wohl der biblische Spruch: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!“ noch zu Recht bestehen.



Die Münchner Ausstellungen

Von M. G. Zimmermann

2



Das Laienpublikum und der Kenner stehen den Ausstellungen sehr verschieden gegenüber. Der Kenner, der in jedem Jahre die großen Ausstellungen besucht, verfolgt mit Interesse die Bewegung der Kunst im allgemeinen; er ist begierig, zu sehen, welche Fortschritte sie seit dem vorigen Jahre gemacht hat. Die Art der älteren, ständigen Kunst kennt er seit vielen Jahren, und er ist müde, ihr immer gleiches Schaffen zu beobachten. Deshalb wendet er sich mit Vorliebe den Sezessionisten zu. Der Laie dagegen hat sich durch spärlichen Ausstellungsbesuch mit Mühe ein gewisses Kunstverständnis errungen, er freut sich, wenn er dieselben Meister und dieselbe Kunstart, die ihm geläufig sind, in jedem Jahre wiederfindet; das Neue, Ungewohnte der Sezessionisten macht ihn irre, er fühlt die Schwierigkeit, sich das richtige Verständnis dafür zu erwerben, er hat nicht die genügende Zeit dazu und geht daher kopfschüttelnd an ihren Bildern vorüber. Auch der Bilderkäufer stellt sich mehr auf die Seite der alten Richtung, denn die neue ist unfertig, und er hat keine Lust, eines ihrer skizzenhaften Werke zu erwerben, das nur eine Stufe auf dem Wege der Kunst darstellt; er fürchtet, an einem solchen Bilde auf die Dauer nicht dieselbe Freude zu haben, wie an einem Werke der reifen Kunst, selbst wenn es im ganzen niedriger steht.

Aber selbst der, der sich gegen die neue Richtung ablehnend verhält, muß eingestehen, daß die Glaspalastausstellung durch die Sezession eine empfind-